Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1927

137 (15.6.1927) Die Mußestunde

Visual Library

Wir gingen sofort in ein Boot, welches im Wasser lag und ...chten die Stelle ab. Einen Blutstreifen konnten wir im Wasser ...hen, aber auch weiter nichts. Der Sampan trieb herrenlos herum. ...denfalls hat der Räuber mit meinem Schlag genug gehabt und ist ...trunken. Der Kapitän hat am folgenden Tage Anzeige erstattet. ...s ist auch nicht ans Tageslicht gekommen, wer der Pirat war; ... fällt in einem chinesischen Ort nicht auf, wenn jemand fehlt. ...ausende von Chinesen leben und wohnen in ihren Sampans.

Literatur

Die Welt des Sozialismus. Eine Zusammenstellung der wichtigsten sozialistischen Literatur. Mit Texten zu den einzelnen Büchern und mit verbindenden und erläuternden Bemerkungen. Leipzig 1927. 120 Seiten. M. Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen.

Die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiweisen veröffentlichte soeben in der von ihr herausgegebenen Sammlung „Deutsche Volksbibliographie" unter dem obigen Titel eine Zusammenstellung der wichtigsten sozialistischen Literatur. Angefangen von den Vorläufern des Sozialismus in der Antike wird die Geschichte des sozialistischen Denkens in den repräsentativen Darstellungen bis zur Gegenwart verfolgt. Durch verbindende Texte zu den einzelnen Büchern und erläuternden Anmerkungen wird dieses Bücherverzeichnis zu einer zusammenhängenden Darstellung der sozialistischen Gedankenentwicklung. Besonders wertvoll sind die Charakteristiken, in denen kurz Inhalt und Bedeutung jedes der aufgeführten Bücher angegeben wird, die aber darüber hinaus die Bücher miteinander verbinden und dadurch in ihrer Beziehung zueinander beleuchten. Die Darstellungsweise ist einfach, dem Kenner sie durch die mannigfachen Hinweise auf geistesgeschichtliche Zusammenhänge viel Anregung.

Dr. med. Richard Rahner: Kaspar Hauser. Des Rätsels Lösung. Nach medizinischen und historischen Studien. Verlag R. H. Greiser. Rastatt. — Der bekannte Gaggenauer Arzt und, als Theoretiker des Monismus, auch ein als Psychophysiologe bekannter Schriftsteller, hat sich neuerdings mit dem Kaspar Hauser-Problem beschäftigt und kommt zu folgender historischer Diagnose dieses Falles: Kasper Hauser, ein Reitersmann aus Ungarn, kommt, wohl nach längerem Aufenthalte in Böhmen und Alt-Bayern auf die Idee, sich bei einem Kavallerieregiment in Nürnberg zu melden, welches er ursprünglich in Neumarkt suchte. Er war ein Hysteriker, schrieb anonyme Briefe, sehr wahrscheinlich im Stadium eines zweiten Bewußtseins. Sein Gehirn war dissoziiert. Im hysterischen Dämmerzustand ist er in Nürnberg und wird in seiner Krankheit nicht erkannt. Krankhafte Autosuggestionen und Suggestionen durch seine Umgebung haben aus ihm den geheimnisvollen Findling gemacht, ohne Kenntnis von Heimat und Elternhaus, Romanhaft, wieder autosuggestiv und retrograd suggestiv und halluzinatorisch entsteht seine Kerkerhaft, auf die Hysterische überhaupt gerne verfallen. Jetzt wird er mit dem badischen Klatsch in Verbindung gebracht und, mit Feuerbachs und Stanhopes Hilfe, lebt sich der Pseudologe immer mehr in die Rolle des Erbprinzen hinein. Eine krankhafte Dissozialität seines Gehirns hat Kaspers Ueberlegungen gelähmt. Unter mächtigen Affekten wurde aber die Dissoziierung aufgehoben, er konnte von den Tücken der Realität nicht mehr loskommen, jener Realität, die aber auch ein mächtiges Minderwertigkeitsgefühl in sich schloß, so daß er seinem Leben freiwillig ein Ende machte. — Auf jeden Fall ist der Versuch dieser Lösung interessant. Wir empfehlen das Buch. R. G. H.

Kinderelend — Jugendnot. Auch eine Bilanz des Krieges. Von W. Eschbach. Mit 21, zum Teil ganzseitigen Photos. 8°, 64 Seiten, gut kartoniert 1.80 M, geb. 2.20 M. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H., Berlin W. 30.

In dieser völlig neu bearbeiteten zweiten Auflage der Schrift wird der Gegenwart ein ebenso erschütterndes wie beschämendes Bild umrissen. Die Not unserer Kinder- und Jugendwelt ist gewiß für den aufmerksamen Betrachter kein Geheimnis. Was jedoch Eschbach hier in nackten Daten und Bildern zusammenfaßt vom Schicksal der Nachkriegsgeborenen, wirkt nicht als Darstellung von Einzelschicksalen niederschmetternd, sondern als Querschnitt durch die soziale Lage breitester Bevölkerungsschichten und deshalb als furchtbare Anklage gegen soziale Unterlassungssünden von Staat und Gesellschaft. Eschbach, der sich als Angestellter der freigewerkschaftlichen Jugendbewegung beruflich mit den von ihm in vorliegender Schrift geschilderten Verhältnissen zu befassen hat, zeigt sich als umfassender Kenner des Materials, von dem nur Typisches zur Darstellung gelangte. In vier Kapiteln: Kriegsfolgen, Ernährungslage, Kinderkrankheiten, Wohnungsnot und Kleidermangel schildert Eschbach die unmittelbaren Kriegsfolgen auf gesundheitlichem und sozialem Gebiete für die lebende Kinder- und Jugendorganisation, und läßt die jetzt noch nicht abzuschätzende generative Schädigung der Volkskraft durch den Krieg klar erkennen. Das Werkchen bietet eine Fülle wichtigsten Materials für alle sozial Interessierten und wird besonders auch im Kampfe gegen Krieg und Kriegsgeschrei eine willkommene Waffe sein.

Im neuen Heft der Zeitschrift **„Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"**, Verlag G. Braun, Karlsruhe, spricht Emmy Schoch-Leimbach über das Kleid der „Stärkeren" und „Aelteren", was sie erstreben und vermeiden muß, um die eigene Art in gepflegter Aeußerlichkeit zu zeigen, die sich aber trotzdem nicht vollständig von dem modischen Zeitgeist abwendet. Gute Abbildungen unterstützen das Wort und geben die Anwendung der Forderung: die eigene Note im Rahmen der Mode zu wahren. Die richtige Einstellung zum Modestil der heutigen Zeit gibt eine Abhandlung von Professor Rudolf Bosselt „Zur Psychologie der gegenwärtigen Mode". In einem Aufsatz „Von Linie und Farbe" führt uns Hedda Dänzer-Vanotti in feinsinniger Weise in das Stilgefühl für die eigene Person ein. Die Mütter werden mit besonderem Interesse den anschaulichen Artikel über die Individualpsychologie Alfred Adlers lesen. Kinderkleider, insbesondere auch für den Schulbeginn, vervollständigen nach der praktischen Seite hin dieses „mütterliche Kapitel". Welche handwerklichen und ästhetischen Ansprüche wir heute an die Inneneinrichtung unseres Hauses oder unserer Wohnung stellen müssen, erläutert uns mit reichem Bildmaterial ausgestattet eine Beilage der Zeitschrift, „Das schöne und zweckmäßige Möbel". Im Blickpunkt steht „Zimmer der berufstätigen Frau", die beschränkt im Raum, aber eine anspruchsvolle Geschmackseinstellung hat. Die eigenartigen Lösungen kombinierter Möbel verblüffen und erfüllen nicht nur die praktischen, sondern auch die ästhetischen Anforderungen. Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, verlange beim Verlag G. Braun, Karlsruhe, Karl-Friedrichstr. 14, kostenlos eine Probenummer. Das neueste Heft kostet 1.20 M. Das Abonnement vierteljährlich 3 M. Monatlich erscheint ein Heft.

Beyers Monatsblatt für Handarbeit und Wäsche, Heft 5, Mai 1927. Verlag Otto Beyer, Leipzig. Preis 75 Pfg. Wer Freude und Interesse an schönen Hadarbeiten hat, wird von dem reichen Inhalt dieses Heftes

... die Freude am Schaffen regt. Ganz reizend und außerordentlich praktisch ist vor allem die selbstgenähte Inneneinrichtung eines kleinen Handkoffers. Wer gern filiert, findet eine originelle, neuartige Vorlage für eine große, runde Decke und für einen Vorhangstreifen. Sehr apart wirkt auch eine zarte Teetischdecke mit Hohlsaumverzierung. Ohne viel Mühe sind entzückende ‚einfach verzierte Kinderkleidchen zu arbeiten; für kühlere Tage sind die Kleinen mit zierlicher, gehäkelter Wollkleidung bedacht.

Rätselecke

Unterstell-Rätsel

Eibe, Reis, Urne, Halm, Elle, Erna, Talg, Neid.

Obige Wörter sind so untereinander zu stellen, daß die vorderste senkrechte Linie ein neues mit „H" beginnendes Wort nennt.

Besuchskarten-Rätsel

Wieviel Kinder und mit welchen Name hat

Alfred Ritter-Larut
Kurinspektor
Franzenbad.

Auf der Reise erhielten wir von einem Herrn, mit dem wir bekannt wurden, obige Karte. Als wir ihn später fragten, ob er Kinder habe und wieviel, meinte er: „Ich habe 8 Kinder: 6 Knaben und 2 Mädchen. Und zwar habe ich sie so taufen lassen, daß die Rufnamen meiner acht Kinder hinsichtlich der Buchstaben in bunter Mischung im Text meiner Karte enthalten sind. Die Namensanfänge der Knabennamen sind: E, F, F, K, K, P, die Mädchennamen dagegen B und R. Nun raten Sie selbst!"

„Ja — wer kann raten?

Rätselauflösungen

Bilderrätsel: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.

Viereckrätsel. Rittersporn, Sonnenstein, Essenkehrer, Regenschirm, Sternenraum, Strohpapier, Fensterglas, Wasserkanne, Bergschacht, Kreuzkirche, Sommernacht = **Rosenpracht.**

Richtige Lösungen sandten ein: Frau A. Schildhorn, Adolf Weißer, Karlsruhe.

Witz und Humor

Bis wir uns wiedersehen. Auf dem Kasseler Friedhof hat eine Witwe ihrem Manne folgende Worte auf den Grabstein setzen lassen: „Ruhe in **Frieden** — bis wir uns wiedersehen!" —

Auf Gegenseitigkeit. Frau Müller kehrt aus Berlin heim, Ihre erste Frage an ihren Mann ist: „Warst du mir die ganze Zeit über treu, Franz?" — **Franz:** „Und wie! Aber du?" Frau **Müller:** „So treu wir du mir." — **Franz:** „Ich lasse dich nicht mehr allein nach Berlin fahren."

„Vater, ich muß einen Aufsatz über Nero machen!" — „Schreibe: Nero ist ein Hund!" — „Nein, über den Kaiser Nero!" — „Schreibe: Nero war ein Hund!" („Lachende Welt".)

An der Zollgrenze wird ein Mann zurückgehalten: „Was haben Sie da in dem Sack?" fragt der Beamten. — „Da hab ich Kaninchenfutter drin." — „So, bitte herzeigen!" — „— — —!?" — „Aha, also das soll Kaninchenfutter sein? Das ist doch regelrechter Kaffee Kaninchen fressen doch im Leben keinen Kaffee!" — „Was! Kaninchen fressen keinen Kaffee! Na, dann kriegen sie überhaupt nischt zu fressen!" empört sich der Mann und schnürt wütend den Sack zu. („Dallas M. N.)

Die Hochzeitsreise. Mama wundert sich über die unheimliche Stille im Kinderzimmer. Leise öffnet sie die Tür und sieht Paulchen und Inge, wie zwei zärtliche Engel auf dem Sofa nebeneinander sitzen. — „Nanu", sagt die Mama argwöhnisch, „warum seit ihr denn so stumm?" — „Aber Mutti, wir machen ja gerade Hochzeitsreise." — „Aber wo habt ihr denn Mausi gelassen?" — „Mausi liegt unter dem Sofa," sagt Paulchen ernsthaft, „er muß noch ein bischen warten, bis er geboren wird!"

Lichte Momente

Vor dem Obergericht eines schweizerischen Kantons wurde einmal gegen einen Mann verhandelt, von dem der medizinische Sachverständige behauptete, er sei unheilbar größenwahnsinnig, habe aber hie und da lichte Momente. Der Gerichtspräsident lächelte ungläubig und sagte, er wolle mit dem Manne schon fertig werden.

Der Mann wird herbeigeführt und behauptete, er sei der König von England.

„Das freut mich aber", sagt der Gerichtspräsident, „daß ich einen Kollegen treffe, ich bin nämlich der Kaiser von Japan."

Dabei wirft er einen triumphierenden Blick auf die Beisitzer im Gericht.

„Sie sind der Kaiser von Japan?" fragte der Angeklagte. „Das glaube ich nicht! Sie sind der Obergerichtspräsident V., das größte Rindvieh vom ganzen Kanton."

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

24. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 15. Juni 1927

Juni

Nun sind die Tage wieder voll Licht. Und Seligkeiten blühen in der weichen Luft des Abends. Zärtlich gleiten die Wege unter den Füßen hin und die Ferne liebkost voller Sehnsucht die Augen, deren Blick sie bietet im dunkelnden Grün. Weit öffnet die Seele sich. Endlos weit. Der Ewigkeit entgegen, die sie umfängt, voratmet und in vollen Zügen trinkt, bis sie gesättigt zur Seite taumelt. Ins Zeitlose hinein.

Helle Kleider tragen die Mädchen nun wieder und seidene Bänder knistern hinter ihnen her, die ihre glühendsten Blicke verschenken. Blicke voll unsäglicher Freude und einem tiefen Schimmer darin, der ein Abglanz ist des Friedens der Landschaft ringsum.

O, dieses Glück der Abende nach Tagen des Schaffens am wachsenden Werk. Am Werk, das unser Wollen verkünden soll und unsere Kraft. Und unsern Kindern noch Segen spenden wird, daß sie weiter zu schaffen vermögen für ihre Kinder und deren Kinder.

O, dieser Frieden des Abends in lieblicher Gegend, der die Menschen beisammen sieht, harmlos und heiter wie die Blumen auf blühenden Feldern. Was wissen sie von der Sende des Schnitters, der mähend sich naht? Sie denken und reden nicht. Sie sind nur schön. So schön wie der Mensch in frühester Jugend, da er nichts ist als eine Blüte, von der niemand weiß, ob sie verwelkt oder Frucht bringen wird.

Was soll auch das Morgen? Heute blüht uns das Glück. Schönheit und Seligkeit träufeln vom Himmel, der sinkt auf die Erde, die Heimat des Todes. Blinkende Sterne überstrahlen das Dunkel. Frieden verkündet das Schweigen der Nacht. Welch köstliches Wort: Friede. Welch unendliche Gabe uns friedlosen Menschen, die wir ewig im Kampf mit den Mächten der Welt stehen. Um unser Brot kämpfen wir, um unsern Herd, um unser Menschentum, das irgendwann im Schlamm der Zeit versank. Einst wird es erstehen. Am strahlenden Tag, durch die Macht unsres Wollens, das Frieden verheißt und den Schnitter verbannt von der blühenden Wiese.

Egri.

Der erschossene Soldat

Von Henri Barbusse

Autorisierte Uebersetzung von Otto Flechsig

Während des Krieges, zur Zeit unseres großen Rückzuges, mußte ich als Verwundeter vno einem Lazarett zum andern. Ich lag in Breteuil, in Chartres, in Courville, in Brives und schließlich in Plombières. Auch von dort mußte ich bald wieder fort, weil ich weder den Mönchen noch den anderen Pflegern fromm genug war. Ob in schwarzen Kutten oder in blauschwarzen Uniformen: alle meine Pfleger strotzten von Gesundheit, als ob sie alle Dorfpfarrer wären.

Aber ich will heute von etwas anderem erzählen. Eines Abends saß ich mit mehreren Verwundeten und Kranken im großen Saale des ersten Stockwerkes. am Ofen, der gegen die Novemberkälte anzukämpfen versuchte. Man sprach von Verbrechen, von Unglück und Ungerechtigkeit. Jeder gab eine selbsterlebte Geschichte zum Besten und war dabei zufrieden. Ich empfing an diesem Abend viele Eindrücke, die ich später in meinen Büchern verwandte. Diese Zeilen werden einigen zu Herzen gehen, denn sie streift der Schauer erlebter Wirklichkeit; wie nach alten Legenden Meistergeigen die Zuhörer nicht erschütterten, weil sie mit großer Kunstfertigkeit gebaut waren, sondern weil die Seele ihres Erbauers aus ihnen wiedertönte.

Ein Kamerad mit Namen Pierre erzählte uns:

„Es gab einen Soldaten, der war standrechtlich erschossen worden und lebte doch weiter. " Zur Bekräftigung setzte er hinzu, daß er Waterlot Francois geheißen hatte; dieser war regelrecht erschossen worden.

Pierre erzählte die Geschichte und er sprach zuerst müde und ohne Teilnahme.

Unweit von Meours bei Sezannes lag das 237. Regiment als Reserve des 270., das die erste Linie verteidigte. In der Nacht vom 5. zum 6. September 1914 waren die 237er alarmbereit an einem Waldsaum. Sie hatten ihre Tornister abgeworfen und lagen im Halbschlummer eng nebeneinander. An die ständige Alarmbereitschaft waren sie gewöhnt; denn seit Kriegsbeginn war es ihnen fast jeden Tag so gegangen. Sie hatten den belgischen Rückzug mitgemacht und schließlich, nach vielen raschen Verschiebungen, auch den großen Rückmarsch auf Paris. Immer mußten sie auf den Beinen sein, immer bepackt mit ihrem Tornister. Immer wurden sie angepeitscht, mußten immer tapfer und immer in dieser Hölle sein. Sie waren schon am Ende ihrer Kräfte: da begann die große Offensive, die ihre Strapazen vervielfachte. Vor Ermattung schliefen sie wie tot in dieser Nacht — endlich ein Augenblick der Ruhe, der Ruhe eines Kirchhofs.

Aber in der vordersten Linie trug sich unterdes eine schlimme Geschichte zu. Den deutschen Motorgeschützen war es gelungen, sich genau auf die französische Linie einzuschießen. Die 270er waren überrascht und erschrocken; sie verließen den Schützengraben und flohen, erst zögernd, dann immer rascher, nach hinten. Sie kamen zum Wald, wo die Soldaten des 237. Regimentes schliefen. Diese wurden durch die Tritte der durch die Nacht Fliehenden, denen der Teufel im Nacken saß, geweckt und standen, den Dreck von sich schüttelnd, auf. Sie sahen, soweit man in der Nacht sehen kann, diese verängstigten Gestalten, die ihnen wie ein Spuck erschienen. Sie aufzuhalten wäre nicht ratsam gewesen; was also tun? Schließlich erheben sich alle und stürzen mit den Kameraden davon.

Aber diese Panik (eine Panik ist bekanntlich etwas Mechanisches, wie eine Lokomotive, die man auch nicht sofort aufhalten kann, wenn der Führer die Herrschaft über sie verloren hat und sie führerlos dahinrast, dauerte nicht lange. Beim ersten Tagesschimmer verschwand das Grauen. Versprengte des 237. Regiments formierten sich bei dem Dorfe Meaures; ungefähr dreihundert liefen da zusammen, die nun ihr Regiment zu suchen begannen.

Zu ihrem Unglück kam aber gerade der General Beutegourd an diesem Sammelplatz vorüber. General Beutegourd war der Kommandant der 51. Division, das war eine Kanaille, wie sie im Buche steht.

Ihr werdet verstehen, sagte Pierre, daß ich gute Gründe habe, wenn ich ihm diesen Tittel gebe, für den sich doch eine Menge Anwärter unter den hohen Stabsoffizieren befindet.

Unter all diesen Offizieren zeichnete er sich durch eine besondere Roheit und Gemeinheit aus. Im Felde richtete er die Pistole gegen seine eigenen Leute, ja er sprach davon, er müßte die französischen Soldaten ausrotten (weil ihm das bei den feindlichen wesentlich schwerer war). Oft prügelte er Nachzügler und Soldaten, die zu spät kamen, eigenhändig mit seinem Rohrstock.

Bei Guignicourt hinderte er die Mannschaft, gleichfalls mit Schlägen, das Wasser zu trinken, das die Bevölkerung für sie in Eimern an den Straßenrand gestellt hatte. Noch ähnliche Heldentaten weiß man von ihm zu berichten.

Begleitet von seinem Stabe ritt er die Straße entlang und traf auf die Reste des 237. Regiments.

„Wer sind die Leute?" knurrte dieser gute Herr und war schon wütend.

Einer antwortete ihm.

„Was sagen Sie? Ihr sucht Euer Regiment? Das ist mir noch nie vorgekommen! Ein Korporal, sechs Man sind sofort zu erschießen!"

Er war gewohnt, daß sein Stab zu allen seinen Befehlen Ja und Amen sagte; so sehr ließen sich diese Offiziere von seinen vergoldeten Schnüren einwickeln. Diesmal aber waren sie unwillig und erlaubten sich die Bemerkung: „Herr General, bei allem Respekt, die Erschießung kann nicht stattfinden." Sie bewiesen ihm die Unmöglichkeit; die Truppe war nicht aus einer Schlacht geflohen, denn sie stand gar nicht nicht imKampfe. Bei völligerDunkelheit, in Ruhestellung, ohne Führer waren sie in die allgemeine Panik mithineingezogen worden. Weiter erklärten die Offiziere: man kann 7 Leute nicht einfach ohne Urteil und ohne vorangegangene Gerichtssitzung erschießen -- gerade zu diesem Zweck sind die Kriegsgerichte da. Zwei anständige Offiziere, der Colonel Bezat und der Oberst Richard Vitry (ihre Handlungsweise lehrte uns, niemals die ganze Generalität in Bausch und Bogen zu verdammen und niemals im Block von „den Offizieren" zu reden) hatten erst diese Vernunftgründe angeführt, die jedoch den General nicht überzeugten, darauf versuchten sie diesen „Sultan", der über Leben und Tod zu entscheiden hatte, durch Bitten zu erweichen. — Nichts half. Der General ließ die sieben Mann auslosen und befahl ihnen, sich

abseits zu stellen. Er selbst blieb da, um sich das „Schauspiel“ anzusehen. Diese Grausamkeit des Herrn an seinen Sklaven freute ihn. Es machte ihm auch Spaß mit Nein zu antworten, als einer der Verurteilten sich vor ihm in die Knie warf, sein Mitleid erflehte und ihm weinend von seinen fünf Kindern erzählte.

Das formale Recht war auf Seiten des Generals. Wann kommt der Gedanke, einen Mord zu begehen, in den Kopf eines Berufssoldaten? Er gibt den Befehl, die Erschießung unweigerlich zu vollziehen, er bleibt dabei, sie abschlachten zu lassen. Und gibt es nicht in Frankreich ein Gesetz, daß auch die Soldaten, noch dazu an der Front, zu schützen vorgibt und ihnen unveräußerliche Rechte zubilligt? Diese Rechte nämlich, nennt man „Menschenrechte“! Doch davon reden schon die Witzemacher.

Aber wenn die Gesetze unklar und nicht einheitlich sind, so sagt das nur, daß das Volk dumm genug ist, sich dies gefallen zu lassen. Ich verstehe es nicht, wie ein Mensch, der ungefähr dasselbe Verbrechen begangen hat, wie ein anderer, spazieren gehen und sich überall zeigen kann, ohne daß andere auf ihn mit Fingern weisen oder ihm die Zunge herausstrecken.

Die Sieben wurden in eine leere Scheune gesperrt und gleich am andern Morgen unter starker Bedeckung hinausgeführt, bis zu einer Mulde, die etwa anderthalb Kilometer vor dem Dorfe lag. Die armen Menschen mußten sich nun in einer Reihe aufstellen.

Da unterbrach jemand die Erzählung Pierres — nein, er stöhnte vielmehr wie aus schweren Traum auf: „Wie kommt es, daß sich immer wieder Leute finden, die bereit sind, ihre Kameraden zu morden?“

Einfach erwiderte Pierre: „Sie finden sich“.

Man stellte sie also in einer Reihe auf und verband ihnen mit ihren Halstüchern die Augen. Auch die Truppe formierte sich und hob die Gewehre.

Ein kurzes Kommando: Feuer!

Die meisten Leute gehorchen, weil sie nur eine Herde armer Tiere sind und nicht den Mut haben, Menschen zu sein. Aber ihr bedingungsloser Gehorsam quält sie. — Als sie den Finger an den Abzug legten, schlossen sie die Augen.

Nach dieser ruhmreichen Salve mußte ein Adjudant die Erschießung vorschriftsmäßig zu Ende führen. Er trat heran und schoß zweimal auf die, welche noch Lebenszeichen von sich gaben, so daß das Gehirn der Getroffenen herausquoll. Einer von den beiden, der Vater der fünf Kinder, schrie laut auf, als ihm so der Schädel zerschmettert wurde. Da hatte der Adjudant genug von seinem Werk. Er soll vor Ekel geweint haben. Und ging weg. Es gibt solche Leute. Ihr schmutziges Handwerk füllen sie aus, solange sie es können; dann hören sie auf. Man sagt: sie sind besser als die anderen. Ich für meinen Teil bin anderer Ansicht. Bei solchem Beginnen müßte ein anständiger Mensch schon vorher weggehen. Im Augenblick des Kommandos: Feuer! hatte sich einer wie tot fallen lassen und rührte sich nicht mehr. Um den Bruchteil einer Sekunde sozusagen war er zu früh gefallen. Der Schütze, der ihm gegenüberstand hatte es nicht gesehen, weil er die Augen geschlossen hatte, und der Adjudant auch nicht.

Nach dem Abmarsch des Vollzugskommandos war er verwundert, nicht tot zu sein. Andauernd überzeugte er sich durch Betasten seiner Gliedmaßen, daß er vollkommen heil sei. Er schlich sich wie ein verängstigtes Wild zum anderen Ende der Mulde, stand auf und lief davon, als ob er vor sich selbst fliehen müßte. Eine Stunde später sahen die Passanten nur sechs statt sieben Körper daliegen; fünf davon waren Leichen, der sechste Soldat nur verwundet: seine Schenkel waren zerrissen. Er wurde mitgenommen und verbunden.

Doch der andere lief ohne Ermatten die ganze Nacht durch und langte am nächsten Tage bei einem Truppenlager an. „Wer mag dieser junge Mann mit den weißen Haaren sein?“ fragten sich die Soldaten. In der Tat waren seine Haare schlohweis geworden, obwohl er erst siebenundzwanzig Jahre zählte; das bewies mir, daß Haare nicht nur in Romanen in wenigen Augenblicken weiß werden, wo so etwas mit großem Effekt zu geschehen pflegt (wenigstens einmal stimmt der wirkliche Krieg mit dem in Büchern geschilderten Krieg überein).

In dem Truppenlager erzählte er wahrheitsgetreu seine Geschichte. Das war gefährlich; doch er hatte Glück, man lieferte ihn nicht aus. Als Ueberzähliger wurde er einem Regiment überwiesen. In den Listen konnte er nicht geführt werden, denn er war tot, und zwar „wegen Feigheit erschossen“ worden, wie der Fachausdruck lautet. Ständig war er in Angst, sein „Verbrechen“ könne bekannt werden.

Einer der Zuhörer unterbrach ihn: „Es war ein grober Fehler von Dir, daß Du uns seinen Namen genannt hast, mein Lieber . . . Glaubst Du nicht, Du hättest uns in seinem Interesse die Geschichte besser ohne Namensnennung erzählt?“

„Dem armen Kameraden schadet es nichts mehr,“ sagte Pierre. „Unterdessen hat ihn eine Granate getötet; es war gut für ihn. Nun hat er seine Ruhe, und auch Du kannst ruhig sein. Eines Tages traf sein neues Regiment an einer Straßenkreuzung auf sein früheres. Dem Verlangen zu ihm zurückzukehren, konnte er nicht widerstehen. (Die Liebe eines Soldaten für seine Regimentsnummer ist merkwürdig; als ob diese Zahl irgend etwas für ihn bedeuten könnte!). Bei seinem alten Regiment, das ihn auch als überzähligen führen mußte, wurde er am 10. Juni 1915 während des Vorstoßes auf Artois bei Hèbuternes von einer Granate vollständig zerrissen.

Es waren gewiß arme Kerle, die die Granate abgeschossen hatten, arme Kerle wie er oder wie seine eigenen Kameraden, die ihn damals erschießen sollten. Nur das Kommando zum Morden wird ihnen in einer anderen Sprache erteilt. Doch überall hat es denselben Grund, der die Menschen zum Mord ihrer Brüder treibt.

„Das ist was,“ sagten die Kameraden.

Altkarlsruher Leben und Geselligkeit

Von Albert Hausenstein, München

II.

Was die Unterhaltung und Kurzweil der Altkarlsruher anbelangt, so bewegten sich auch diese in durchaus bescheidenen Grenzen und unterschieden sich kaum wesentlich von den Vergnügungen und Zerstreuungen anderwärts. Zunächst legten unsere Vorfahren ein Hauptgewicht auf die verschiedenen Gesellschaftsspiele, welche man bei seinen meist abendlichen Zusammenkünften beim trüben Glanze der Unschlittkerzen vorzunehmen pflegte. Uns, die wir in einer Zeit rauschender Belustigungen, des Kinos und Radios, leben, mutet es jedenfalls eigenartig und geradezu lächerlich an, wenn wir in alten Berichten lesen, daß selbst Männer in hohen Aemtern im Blindekuhspiel sich gegenseitig zu haschen suchten, daß sich noch vor 70 Jahren Herren und Damen stundenlang mit dem Anschauen von Sterroskopbildern vergnügen konnten, und daß man sich die endlosen Abende durch Schattenspiele zu verkürzen suchte, indem man mit Händen und Armen allerlei groteske Tiergestaltungen im Schatten auf die Wand zu zaubern sich bemühte. Auch Pfänder- und Federballspiel hatten treue Anhänger, während andere wieder mit Kartenspiel, wie z. B. Whist, oder mit der Roulette die Zeit totschlugen. Besonders die Frauen scheinen dieser aufregenden Art des Zeitvertreibs gerne gehuldigt zu haben. Auch Fang-, Ball- und Brettspiel waren an der Tagesordnung.

Vereine und Gesellschaften bestanden in Karlsruhe auch schon frühzeitig. Höheren Zielen diente der „Club“, den Brunn 1791 schon erwähnt. Hier kamen die Gebildeten zusammen, um sich über literarische und andere schöngeistige Fragen zu unterhalten und Zeitungen zu lesen, von denen damals schon eine ganze Reihe bestand. Die älteste Zeitung in Karlsruhe, von welcher wir hören, ist die am 29. Dezember 1756 erstmals erschienene Probenummer des Karlsruher Wochenblatt oder Nachrichten zum Behuf der Polizei, des Haushaltungs- und Handlungswesens, wie auch der Gelehrsamkeit. Markgraf Karl Friedrich empfahl dieses Wochenblatt wärmstens, das vom 5. Januar 1757 ab regelmäßig ausgegeben ward. Seit 1758 trat auch die Karlsruher Zeitung in die Erscheinung, und von 1775 an machte sich in Karlsruher Leserkreisen auch der Schwäbische Merkur bemerkbar. Eine Lesegesellschaft, die sich späterhin mit dem schon genannten „Club“ vereinigte, befand sich also wenigstens seit 1757 daselbst, und man konnte sich bei Tabak und Mannheimer Bier die neuesten Druckerzeugnisse zu Gemüt führen. Von 1808 ab hieß diese Vereinigung „Museum“. Nicht vergessen sei ferner die „Gesellschaft vom haarenen Ring“, die von 1792 bis 1813 bestand und deren Mitglieder, die sich aus dem „Prätendenter“, den „Jungmeistern“ und den „Simpeln“ zusammensetzten, als Sinnbild freundschaftlicher Einheit Ringe trugen, die aus den Haaren der „Brüder und Schwestern“ geflochten waren. Die Pflege innigster Freundschaft und edlen, frohen Lebensgenusses war ihr vornehmstes Endziel. Um 1860 kam hierzu noch die aus Künstlern, Gelehrten und höheren Beamten bestehende „Samstagsgesellschaft“, die mit Vorliebe Sonntag nachmittags mit Frauen und Kindern zu einem sogenannten „Picknick“ in den Wildpark zog und in der Nacht mit brennenden Fackeln in die Stadt zurückkehrte. Zu diesen heiteren Festen ist außerdem noch das „Sankt Gallusfest der ehemaligen bösen Buben aus dem Pfannenstiele“ zu rechnen, das zum ersten Male am St. Gallusabend (15. Oktober) 1857 im „Roten Haus beis Hofgärtners Louis“ gefeiert wurde, woran sich dann die gleichgesinnten „bösen Mädchen“ aus der Pfannenstielgegend beteiligten.

Der Schlittschuhsport hatte ebenfalls in Altkarlsruhe früh schon eine Heimstätte gefunden. Auf der „Schießwiese“, die sich im Süden der Stadt bis zur „Apfelallee“ hinzog, tummelten sich, wie Brunn mitteilt, schon am Ende des 18. Jahrhunderts „die hiesigen Einwohner beyderley Geschlechts aus allen Ständen“ sowohl als „Schlittschuhläufer“ wie als „Schlittenfahrer“. „Verschiedene Buden mit Rechauffements, als Weinen, Liqueuren, Punsch u. dgl.“ sorgten damals schon für die Wiedererweckung der Lebensgeister der Anhänger der „Kunst Thialfs“. Und ich selbst erinnere mich noch gut jener nun schon so lange zurückliegenden Kindheitstage, da ein robuster, struppiger „Brigant“ aus dem dunkelsten „Dörfle“ uns Karlsträßler von der Benützung der spiegelglatt gefrorenen „Schießwiese“, die er für sich allein gepachtet zu haben schien, mit roher Brachialgewalt abzuhalten suchte. Es kam mitunter auch vor, daß ein allzu Wagemutiger auf der dünnen Eisdecke „einkrachte“, was diesem dann stets einen sogen. „Hohn“ von seiten seiner Sportskollegen eintrug. Ertrunken ist übrigens meines Wissen bei dem niederen Wasserstand von höchstens einem Fuß Tiefe Keiner. Gefährlicher war allerdings das Schlittschuhlaufen auf dem „Entenfang“ bei Rintheim, wo das tiefe Gewässer leider mehrere Opfer erheischte.

Während die Bildungshungrigen ihre Kenntnisse in der dicht neben dem Schloß befindlichen, unter der Leitung des Hofrats Molter (1791) stehenden Hofbibliothek, in der markgräflichen Handbücherei, in der Gemäldegalerie, deren Schätze von der kunstsinnigen ersten Gemahlin Karl Friedrichs gesammelt und bis 1806 im Residenzschloß ausgestellt wurden, im Theater oder durch Konzerte zu heben bestrebt waren, schwangen die weniger tief Veranlagten auf den im Hoftheater abgehaltenen Maskenbällen das Tanzbein. Besonders in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts ergriff das harmlose Faschingstreiben einen größeren Kreis der Bevölkerung, forderte doch die Karlsruher Zeitung im Jahre 1843 „alle hoffnungsvollen Jünglinge Karlsruhes zwischen 20 und 80 Jahren inklusive“ poetisch zur tätigen Teilnahme an der edlen „Narrheit“ auf!

Zu den „Volksfesten“ ersten Ranges ist in Karlsruhe unbedingt auch die „Messe“ zu zählen. Sie begann, wie auch heute noch, so schon vor 130 Jahren, „am ersten Montag der Monate Juni und November“ und galt von jeher für die Karlsruher als ein Jungbrunnen des Genusses. Noch um 1865 orgelten die Karussels am Karl Friedrich-Denkmal auf dem Schloßplatz, dazu brüllten die Löwen in ihren Menageriekäfigen, und die Ausrufer überboten sich gegenseitig in lungenkräftigem Anpreisen ihrer „Attraktionen“. Wie zur Markgrafenzeit schwebte auch noch vor sechzig, siebzig Jahren über all der Herrlichkeit der wonnesame Duft der frischgebackenen Waffeln . . . Erst später scheinen die großherzoglichen Herrschaften dieses Augen-, Ohren und Nasenschmauses überdrüssig geworden zu sein, und das Karlsruher Nationalfest ward anderswohin verlegt.

Nun ist es auch an der Zeit, der alten Karlsruher Wirtshäuser zu gedenken, wo sich ein gut Teil vom Leben des allzeit früh- und dämmerschoppenfrohen Völkleins abgespielt hat. Zwar bedenken die Chronisten dieselben nicht immer mit liebenswürdigem Lob, und ganz besonders die ersten Kneipen unter Karl Wilhelm (1709—38) scheinen sich dadurch ausgezeichnet zu haben, daß sie einen völlig ungenießbaren Wein und hundsmiserables Bier ausschenkten. Dazu kam oft noch schlechtes Fleisch der Metzger, und ungenießbareres Brot als das der Karlsruher Bäcker soll sich um 1720 weit und breit keines gefunden haben. Das ward freilich schon bald und zum Glück besser. Denn 1752 sind schon folgende Wirtschaften bekannt: Wolf, Hirsch, Weißes Lamm, Schwarzes Lamm, Bären, Rappen, Weißer Ochsen, Weißer Löwe, Roter Hirsch, Einhorn, Vogel Strauß, Schwanen, Blaue Ente, Goldener Adler, Blume, Laub, Rose, Grüner Baum, Apfel, Rebstock, Drei Kronen, Kante, König David, Drei Mohren, Schlüssel, Waldhorn, Kreuz, Arche Noah, Post, Sonne, Engel, Fröhlicher Mann, Anker, Darmstädter Hof, Pflug, Krone, Faß, Zu den drei Schweizern, Drei Könige, Sirene und Drache. Hierzu kommen dann noch 10 Strauß- und 5 Judenwirtschaften. Diese Straußwirtschaften hatten statt des Schildes einen grünen Ast oder Busch von Nadel- oder Laubholz über ihrer Haustüre hinausgestreckt, zum Zeichen, daß der betreffende Wirt seinen eigenen Wein verzapfe. Im Jahre 1843 galt der „Erbprinzen“ als das vornehmste Gasthaus der Stadt. Auch der „Englische Hof“ und das „Goldene Kreuz“ waren sehr beliebt. „Pariser Hof“, „Hof von Holland“, „Römischer Kaiser“ usw. kamen erst in zweiter Linie. Brunn berichtet über seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Gastwirtschaften in seinen „Briefen über Karlsruhe“ (Berlin 1791): „Auch selbst der Schank in den Gasthöfen ist schon ziemlich ansehnlich. Denn da wird nicht wenig gezecht von Bürgern, Bauern und Handwerksburschen“. Und mit leisem Tadel fügt er bei: „Ich kann hier nicht zu bemerken unterlassen, daß es mir scheint, als ob die Wirtshäuser hier zu fleißig von den Handwerksleuten und ihren Gesellen besucht würden. Wenigstens an Sonntagen gewiß, wo sie sogar auch ihre Weiber mitnehmen, wonach dem Altkarlsruher sein Stammtisch über alles in der Welt gegangen ist, könnte übrigens auch in der verdächtigen Tatsache erblickt werden, welche sie von den darin gelegenen Wirtschaften erhalten haben. Es begegnen uns nunmehr Ritter-, Lamm-, Bären-, Kreuz-, Adler- und Waldhornstraße, wo zuvor Bezeichnungen prankten, die sich nach dem Namen alter adliger Familien herleiteten. Daß die Wirtshäuser sehr überlaufen gewesen sein müssen, geht auch aus der Zahl der Wirte hervor. Sie fanden wir im Jahre 1809 hier bereits deren 54, eine Zahl, die sich 1843 auf 77 steigert, um 1868 allerdings wieder auf 68 zu sinken. Man trank hauptsächlich Bier, das man teils aus hiesigen Brauereien, deren Karlsruhe 1843 nicht weniger als 21 verzeichnet, bezog. Aber auch Frauenalber, württembergisches und bayerisches Bier fand seinen Absatz. An schwülen Sommerabenden trank der Bürger seinen Schoppen gern in der Geigerschen Bierhalle oder „beim Clever“; man ging aber auch in die Brauereien von Eisele, Görger, Hack, Roos und wie sie alle heißen mögen. Wein ward auch ziemlich viel genossen, indessen es mit Kaffeehäusern noch vor 80 Jahren hier ziemlich übel bestellt war, obschon bei vielen Armen der „Kaffeehafen“ ständig auf dem Tische stand. Deshalb schreibt auch Huhn (1843): „. . . es ist auch nicht ein einziges, nur halbweg elegantes Kaffeehaus, wie man es in einer solchen Stadt erwarten sollte, hier zu finden. Die besten Kaffeehäuser sind die von Rothenacker zum „Prinzen Karl“, von Kappler und von Obermüller“. Tee kannte nur die vornehme Welt. Dies ist ebenfalls gegen früher, wie männiglich weiß, heute von Grund aus anders geworden.

Zu schauen und zu bewundern gab es in Altkarlsruhe immer etwas. Sei es, daß auf dem „Ludwigssee“ im südlichen Teil des Sallenwäldchens eines der ersten unbeholfenen Dampfboote fuhr (um 1829), sei es, daß zwei Jahre zuvor der imposante Rheindampfer „Ludwig“ in den Hafen von Schröck (Leopoldshafen) einlief, sei es, daß die ersten Probefahrten der Eisenbahn auf der Strecke Karlsruhe—Heidelberg stattfanden (1. April 1843), wobei „alle Zugänge zum Bahnhof mit Neugierigen gefüllt waren, die Vorbereitungen zur Abreise mit gespannter Erwartung begleiteten“, ob sich Kunstreitergesellschaften hier aufspielten, deren Fähigkeiten zu bewundern aus Anlaß der Geburt einer Tochter des Erbprinzenpaares (1811) nicht einmal mit der Erlegung des Eintrittsgeldes verknüpft war, ob irgend ein Tüftler ein Perpetuum mobile ausstellte (1812), ob ein Scheibenschießen oder ein Luftballonaufstieg stattfand (1812), ob sich die Angehörigen der Seiltänzerdynastie Knie auf dem Turmseil zeigte, ob ein Schnelläufer durch die Straßen raste, ob die Unteroffiziere der Garnison sich als gewandte Florett- und Baionettfechter bestaunen ließen, ob, wie 1867, zu Ehren des Preußenkönigs große Truppenschau angekündigt war, wobei man den „Rappen von Sadowa“, den König Wilhelm in der Schlacht geritten, angaffen konnte — stets stand die Karlsruher Bevölkerung stumm und untadlig da und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Fand aber gar einmal eine Justifizierung statt, wie beispielsweise am 27. März 1829, wo die fluchbeladenen Köpfe zweier Mordgesellen draußen auf der Richtstätte vor dem Mühlburger Tor sich in den Staub rollten, dann strömten die Karlsruher in hellen Scharen, womöglich schon tags zuvor, hinaus, um sich ja von dem traurigen Schauspiel nichts entgehen zu lassen.

Wir haben versucht, in großen Zügen eine Darstellung der Gewohnheiten, des Tuns und Treibens der alten Residenzler im vorstehenden zu geben. Gewiß war das Leben in unserer Vaterstadt vor hundert und mehr Jahren ruhiger und floß ungestörter und ohne jede Aufregung dahin, wenn auch hin und wieder die Herzen der Karlsruher Blaustrümpfe in bedenkliche Verzückung gerieten, wie z. B. anläßlich des Auftretens jenes berühmten Tenoristen Sontheim, der 1841 bis 1850 und späterhin unter dem unvergessenen Eduard Devrient eine Zierde unserer Hofbühne war und dessen Namen die schwärmerischen Jungfrauen unserer Vaterstadt aus dem Theaterzettel herausschnitten, um das Papierfetzchen mit dem Namen des Göttlichen und elegischem Augenaufschlag zu verspeisen. . . . Daß aber ein Mann wie Goethe, der sich zweimal, 1775 und 1779, daselbst aufhielt, zu dem Tagebucheintrag sich veranlaßt sah: „Die Langeweile hat sich von Stunde zu Stunde verstärkt!“ dürfte wohl in besonderen Begleitumständen und Zufälligkeiten zu suchen sein. Denn verschiedenen „Größen“ jener Zeit hat es in unserem lieben, guten, alten Karlsruhe am Landgraben und besonders im Kreise seiner gemütlichen Bewohner besser gefallen als dem Olympier.

Abenteuer an der chinesischen Küste

Aus meinem Tagebuch.

Von Kapitän a. D. Dittmar-Pittmann.

Anfang der achtziger Jahre war ich als Leichtmatrose an Bord der Bonner Bark „H.“ Wir segelten mit Ladung und Passagieren beständig von einem Hafen zum andern an der chinesischen Küste, Japan und dem malayischen Archipel. Häufig trafen wir verdächtig aussehende Djunken mit großen bunt bemalten Mattensegeln, die an uns vorüberglitten. In damaliger Zeit waren Ueberfälle durch Piraten auf Handelsschiffe noch an der Tagesordnung. Wir waren aber auch gegen die Halunken ausgerüstet; auf dem Achterdeck (Hinterteil des Schiffes) stand ein kleinkalibriges Geschütz und auf der Back Vorderteil) war ein Böller. Ferner waren sechs alte Militärgewehre Modell 71 an Bord. Häufig begleitete uns auch das Kanonenboot „Wolf“ mit Kapitänleutnant v. R. an Bord.

Im Jahre 1882 kam ich an Bord der „H.“ nach Hongkong. Einige Tage vorher hatten die Piraten bei Nacht die amerikanische Bark „J. Hawkings“ überfallen. Die Räuber kommen in ihren leichten Sampans (kleine Ruderboote) bis ungefähr 20 Meter an das Schiff heran, dann gleiten sie leise ins Wasser und schwimmen unter demselben bis zur Ankerstelle. Nun klettern sie einer nach dem andern geräuschlos an Deck. Mit Leichtigkeit kommen sie an den Wachmann von hinten und schneiden ihm mit einem sichelartigen Messer die Kehle durch, ohne daß derselbe auch nur einen Schrei ausstoßen könnte. Die Piraten gehen so leise auf ihren dicken Filzsohlen, daß man sie nicht hört. Nun schlichen sie sich in das Mannschaftslogis und in die Kajüte, und schnitten der ganzen Mannschaft, dem Kapitän, dessen Frau und zwei Töchtern die Hälse durch. Nachdem diese grausige Tat vollbracht, schlippten die Räuber die Ankerketten. Jedes Schiff liegt in Hongkong vermoort (d. h. vor zwei Anker liegen), da sehr häufig und plötzlich ein Taifun ausbrechen kann. Dann schleppten die Piraten, indem sie Djunken vorgespannt hatten, die „J. Hawkins“ nach einer einsamen entlegenen Insel, um das Schiff vollständig auszuplündern. Sogar die Segel waren abgeschlagen und sämtliches Tauwerk ausgeschoren.

Einige Monate später erging es dem Bremer Vollschiff „J.“ in Amoy ebenso. Trotzdem die deutschen Korvetten „Stosch und Stein“ und das Kanonenboot „Wolf“ an der Küste waren, ebenso mehrere englische und amerikanische Kriegsschiffe, ist es nie gelungen, die Piraten zur Strecke zu bringen.

Der „H.“ lag in Niutswang auf dem Strom zu Anker. Ich hatte damals war ich noch Leichtmatrose, die Ankerwache von 12 bis 2 Uhr nachts. Ich stand an der Nagelbank (wo die Schoten der Untermarssegel belegt werden) am Fockmast, als ich ein sehr leises Geräusch vernahm; ich wurde stutzig und lauschte. Der Mond war gerade aufgegangen, die Wolken flogen schnell dahin. Plötzlich erschien mir gerade gegenüber im Fockwant (Strickleitern am Mast) ein kahlgeschorener Chinesenschädel. — Mit einem Satz war ich an der Reeling (Geländerwand) und versetzte mit meiner Waffe, ein teakwoodpin (Eisenholzknüppel) dem Halunken einen furchtbaren Schlag auf seine Kokosnuß. Ich hörte nur einen schweren Fall ins Wasser. Durch mein Geschrei stürzte der Kapitän, der Steuermann und einige Matrosen mit der Pistole an Deck.